



W
WO
NIEMAND
DICH
RETTET

Thriller

HELEN FIELDS

l**ü**bbe

Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über die Autorin
Titel
Impressum
Widmung
Kapitel eins
Kapitel zwei
Kapitel drei
Kapitel vier
Kapitel fünf
Kapitel sechs
Kapitel sieben
Kapitel acht
Kapitel neun
Kapitel zehn
Kapitel elf
Kapitel zwölf
Kapitel dreizehn
Kapitel vierzehn
Kapitel fünfzehn
Kapitel sechzehn
Kapitel siebzehn
Kapitel achtzehn
Kapitel neunzehn

Kapitel zwanzig
Kapitel einundzwanzig
Kapitel zweiundzwanzig
Kapitel dreiundzwanzig
Kapitel vierundzwanzig
Kapitel fünfundzwanzig
Kapitel sechsundzwanzig
Kapitel siebenundzwanzig
Kapitel achtundzwanzig
Kapitel neunundzwanzig
Kapitel dreißig
Kapitel einunddreißig
Kapitel zweiunddreißig
Kapitel dreiunddreißig
Kapitel vierunddreißig
Kapitel fünfunddreißig
Kapitel sechsunddreißig
Kapitel siebenunddreißig
Kapitel achtunddreißig
Kapitel neununddreißig
Kapitel vierzig
Kapitel einundvierzig
Kapitel zweiundvierzig
Kapitel dreiundvierzig
Danksagung

Über dieses Buch

Bevor Stephen Berry von der Brücke in den Tod springen kann, rettet ihn eine Sozialarbeiterin. Eine Woche später ist Stephen dennoch tot. DI Luc Callanach und DCI Ava Turner müssen herausfinden, ob er gesprungen ist oder gestoßen wurde. Bald tauchen weitere Selbstmordopfer auf. Doch handelt es sich wirklich um die impulsiven Suizide, nach denen es aussehen soll? Oder um sorgfältig inszenierte Morde? Callanach und Turner ahnen nicht, wie nahe sie dem psychopatischen Killer sind, der mit jedem Mord an Selbstbewusstsein gewinnt ...

Über die Autorin

Helen Fields studierte Jura an der Universität von East Anglia in Norwich, lernte an der Inns of Court School of Law in London und arbeitete anschließend dreizehn Jahre als Anwältin. Nach der Geburt ihres zweiten Kindes widmete sie sich neuen Aufgaben und leitet heute mit ihrem Ehemann eine Filmproduktionsfirma. Sie arbeitet als Produzentin und Autorin für Drehbücher und Romane. DIE PERFEKTE GEFÄHRTIN ist ihr Debütroman. Fields lebt mit ihrem Ehemann und drei Kindern in Hampshire.

HELEN FIELDS

WO
NIEMAND
DICH
RETTET

Thriller

Aus dem Englischen von
Frauke Meier

l**ü**bbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2019 by Helen Fields
Titel der englischen Originalausgabe: »Perfect Crime«
Originalverlag: Avon, A division of HarperCollinsPublishers, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Alexander Groß, München
Umschlaggestaltung: Massimo Peter-Bille unter Verwendung von Motiven von
© shutterstock.com: pypsy | schankz | Yeti studio
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-0354-3

luebbe.de
lesejury.de

Für meine Mum, Christine May Fields.

*Mit gutem Beispiel vorangehen, durch harte Arbeit
begeistern, liebevoll in Gesten, auch dann, wenn Worte
schwer zu finden sind.*

Kapitel eins

20. Februar

Es war eher unwahrscheinlich, dass von seinem Körper genug heil bliebe, um nach dem Sturz erneut verwendet zu werden, aber in einem letzten Akt des Optimismus hinterließ Stephen Berry am Straßenrand seinen Organspendeausweis unter dem Mobiltelefon, den Schlüsseln und der Brieftasche. Zwar würde er auf Wasser treffen, aber der Aufprall würde dennoch verheerend sein. Er würde schwere Quetschungen davontragen, vermutlich auch einen Hirnschaden, und sollte ihn die Wucht der Kollision mit dem Wasser nicht töten, dann würde die Temperatur das binnen Sekunden nachholen.

Er hatte seine Hausaufgaben gemacht. Wenn er von der Queensferry Crossing in den Fluss Forth stürzte, würde der Atem aus seinem Körper gepresst werden, die plötzliche Kälte würde ihn zum Keuchen bringen, und seine ganze Lunge würde sich mit Wasser füllen, ehe er Zeit hätte, an die Oberfläche zurückzukehren. Der Tod träte vielleicht nicht augenblicklich, aber doch ohne Zweifel schnell ein. Nichts, wovor man sich fürchten musste, sagte er sich. Furcht war lediglich eine Erwartungshaltung. Im entscheidenden Moment würde sein Gehirn sein Bewusstsein mit einer großen Dosis körpereigener Opiate fluten. Sollte er den Sturz überleben, würde er sich nicht daran erinnern können.

Das spektakulärste aller Gräber, Millionen Tonnen von Wasser, rauschte unter ihm dahin und forderte ihn heraus, zu ihm zu kommen. Ihm blieben nur ein paar Minuten, um es hinter sich zu bringen, und die Wahrheit lautete, dass er längst hätte zu klettern anfangen sollen. Nachdem er Spezialhandschuhe und Stiefel erworben hatte, die es ihm ermöglichen sollten, die Suizidpräventionsbarriere zu überwinden, gab es keine Ausrede mehr für seine Ambivalenz.

Als er das Taxi zu sich nach Hause bestellt hatte, war er bereit gewesen, es durchzuziehen. Der arme Fahrer hatte bereits eine Acht-Stunden-Schicht hinter sich und war auf dem Heimweg. Stephen hatte sich nur äußerst ungern das Messer an die eigene Halsschlagader gehalten und gedroht, sie durchzuschneiden, um den Fahrer zu zwingen, auf der Brücke zu halten – ein für Fußgänger strikt verbotener Bereich –, aber ihm war kein besserer Plan in den Sinn gekommen. Zumindest hatte er nicht den Fahrer mit dem Messer bedroht. Er hatte sich ein Dutzend Mal bei dem Mann entschuldigt, ehe der Wagen gehalten hatte, doch das würde das Trauma auch nicht lindern, das der Anblick der im Rückspiegel aufblitzenden Klinge bei ihm verursacht haben dürfte.

Er kletterte auf die leicht zu bewältigende lotrechte Absperrung und griff dann nach den scharfen Metallplatten, die gewährleisten sollten, dass niemand von der einen Seite auf die andere gelangte. Es tat ein bisschen weh, aber er war gut in Form. Physisch besser als psychisch, so viel stand wohl fest. Pro Tag eine Stunde im Fitnessstudio, das reichte ihm, um gut durchtrainiert zu sein, und eine Laufrunde zweimal pro Woche hatte sein Herz-Kreislauf-System fit gehalten. Wer ihn sah, merkte nichts von der bipolaren Störung, unter der er litt. Aber bei den Ermittlungen zu seinem Tod würde alles ans Tageslicht kommen. Sein lang andauernder Flirt mit Drogen, die geeignet waren, seine Stimmungen auszugleichen. Die

Zeiten, in denen er seine Medikamente abgesetzt hatte, obwohl ihm ein Arzt nach dem anderen davon abgeraten hatte. Die Therapieversuche, nach denen er sich noch schwächer und jämmerlicher fühlte, als er es schon durch die Krankheit allein tat. Beziehungen, die dem Wüten seines hitzigen Charakters nicht standhalten konnten. Jobs, die er nicht so lange behalten hatte, wie er hätte sollen, weil er an manchen Tagen schon von der Vorstellung überfordert war, sich aus dem Bett zu bewegen.

Der Gerichtsmediziner würde annehmen, dass er sich mitten in einer schlechten Phase befunden hatte. Es würde Bedauern darüber geben, dass keine wirkungsvolleren Medikamente verfügbar waren oder dass er sich außerstande gefühlt hatte, sich an einen Freund zu wenden und um Hilfe zu bitten. Eine Überschrift in kleinen Lettern, irgendwo tief im Inneren der örtlichen Zeitung vergraben, würde die abgedroschene alte Wahrheit hervorkramen, der zufolge die Menschen einander zu wenig Achtsamkeit entgegenbrachten. Zwar hatte er sich entschieden, keinen Abschiedsbrief zu hinterlassen, um seinen Tod zu erklären, doch für einen Moment wünschte er sich, er könnte mit diesem albernen Trugschluss aufräumen. Auch die größte Achtsamkeit hätte ihn nicht davor bewahrt, an den Punkt zu kommen, an dem er heute war. Schon seit seinem fünfzehnten Lebensjahr hatte er gespürt, wie sein vorzeitiger Tod an ihm wie eine Kette zerrte. Die nächsten sechzehn Jahre hatte er damit zugebracht, gegen ihn anzukämpfen, aber heute würde er der Epilog zu seiner eigenen Geschichte werden.

Die Freundin, vor der er seine Krankheit so sorgsam hatte verbergen wollen, hatte am Ende doch erkannt, dass er ein wertloses Stück Scheiße war, das sie nur für den Rest ihres Lebens runterziehen würde, wenn sie bei ihm bliebe. Einer übertrieben langen Ansprache von der elenden Es-liegt-an-mir-nicht-an-dir-Sorte, auf die er gut hätte verzichten können, war eine unerträglich lange Zeit

des Packens gefolgt. Es war nicht so wie in den Filmen, wo einer einfach einen Monolog hielt, dann eine Tür zuknallte und auf rätselhafte Weise für immer und ewig verschwand.

Er und Rosa hatten ein Jahr zusammengelebt, und es war bemerkenswert, welche Komplexität die Struktur zweier miteinander verwobener Leben in zwölf kurzen Monaten annehmen konnte. Töpfe und Pfannen, Bilder, Dekor, Bücher, scheiße noch mal, sogar Verlängerungskabel. Sie hatten sich darüber gestritten, wer das Verlängerungskabel am Bett gekauft hatte. Nicht – das wäre ja albern – wegen der Kosten, sondern aus Fairness. Sie wollte sich erinnern, damit sie nicht später irgendwann erkennen musste, dass sie sich etwas unberechtigt angeeignet hatte. Miststück. Selbst am verdammten Ende der Beziehung konnte sie ihn nicht dadurch befreien, dass sie selbstsüchtig und unfair war. Wie fies war das denn? Sie war so ein guter Mensch, dass die Schuld – wie immer – allein bei ihm lag. Bei seinen Stimmungen, seinen Bedürfnissen, seiner gespaltenen, gebrochenen Psyche.

Ein vorüberfahrender Wagen hupte langanhaltend, und jemand brüllte etwas aus dem Fenster. Der Wind verschluckte die Worte, was ihm nur recht war. Es gab Zeiten, zu denen der Rest der Menschheit sich einfach rauszuhalten hatte, und die sechzig Sekunden vor dem Selbstmord gehörten eindeutig dazu. Er kletterte einen Schritt höher, als ihn plötzlich mit absoluter Klarheit eine Erinnerung durchzuckte und ihm verriet, dass er das Verlängerungskabel für Rosa gekauft hatte, als er ihr einen neuen Fön besorgt hatte. Er hatte sofort erkannt, dass das Kabel nicht bis zu ihrem Frisiertisch und an der Rückwand entlang reichen würde, also hatte er die Verlängerungsschnur als funktionelles Extra mit auf die Weihnachtsliste geschrieben.

»Ach, um Himmels willen«, murmelte er. Das Kabel steckte immer noch in der Wandsteckdose. Ein dummes

Relikt aus einem guten Abschnitt seines Daseins, in dem es ihm gelungen war, aufmerksam zu sein und sein Leben ganze vier Monate am Stück außerhalb der Fallstricke seines eigenen Geistes zu führen. Für eine Sekunde dachte er daran, Rosa anzurufen und ihr die Geschichte der Verlängerungsschnur ins Gedächtnis zu rufen. Sie sollte sie beanspruchen, wenn die Wohnung ausgeräumt wurde. Aber dann würde er erklären müssen, wo er war und was er vorhatte, und sie könnte es ihm ausreden. Rosa wäre der einzige Mensch, der das konnte. Zu spät, dachte er. Es war schließlich nur ein Verlängerungskabel. Die verschlagene Schlange von einem Gehirn hatte einfach diesen Moment für den Versuch gewählt, es in eine Rettungsleine zu verwandeln.

Andere Fahrzeuge hupten, als er den letzten Schritt aufwärts und über das Geländer tat. Schwankend stand er in dem stürmischen Wind. Autos hielten, bildeten eine inoffizielle Barriere. Türen wurden zugeschlagen. Langsam drehte Stephen sich um. Ein Halbkreis aus Menschen hatte sich mehrere Meter von ihm entfernt zusammengefunden. Er war nicht sicher, ob sie so viel Abstand hielten, weil sie dachten, er könnte einen von ihnen packen und mitnehmen, oder weil sie fürchteten, sie könnten ihn nur umso schneller zum Sprung treiben, wenn sie näher herankämen.

Am Ende schob sich ein Mann zwischen zwei anderen Zuschauern hindurch, die Hände in den Taschen vergraben, lässig-locker wie du und ich, und schlenderte herbei, um sich direkt unter ihm an der Brüstung aufzubauen.

»Ist es okay, wenn ich hier stehe und mit Ihnen rede?«, fragte er.

»Bringt nicht viel«, murmelte Stephen. »Sie sollten vielleicht ein Stück zurücktreten.«

»Warum?«, wollte der Mann wissen.

»Ich werde springen, und ich will nicht, dass Sie sich verantwortlich fühlen. Außer mir sollte niemand etwas damit zu tun haben.«

»Das ist wirklich rücksichtsvoll von Ihnen ...« Der Mann ließ den Satz für einen Moment in der Luft hängen. »Das ist die Stelle, an der Sie Ihren Namen hätten hinzufügen müssen«, erklärte er dann, als er keine Reaktion erhielt.

»Oh, tut mir leid«, murmelte Stephen und kam sich dumm und ungehobelt vor. »Stephen.«

Er hatte keine Ahnung, warum er sich verpflichtet fühlte, in so einem lebensentscheidenden Moment sozialen Gepflogenheiten nachzukommen. Jahrelange Konditionierung, nahm er an.

»Cool. Nett, Sie kennenzulernen, Stephen. Ich bin Rune Maclure.« Sirenengeheul hallte über das Wasser. »Das dürfte die Polizei sein. Sind Sie bereit, mit denen zu reden, oder soll ich sie bitten, ebenfalls zurückzubleiben?«

»Halten Sie sie fern von mir«, sagte Stephen, atmete ein paarmal tief durch und konzentrierte sich auf den Fluss. Das Muster der Wellen machte ihn schwindelig, aber vielleicht lag es auch am Adrenalin. Wie dem auch sei, er war nicht überzeugt, dass er sich noch lange würde aufrecht halten können.

»Fühlen Sie sich wackelig?«, fragte Maclure.

Er antwortete nicht.

»Entspannen Sie ein Bein, bis Sie wieder im Gleichgewicht sind. Ist das hier unten Ihr Zeug?«

»Ja«, brummte Stephen.

Maclure bückte sich, um die Sachen aufzuheben, steckte Schlüssel und Mobiltelefon ein, hielt die Brieftasche in der Hand und betrachtete den Organspendeausweis. »Hey, Mann, Sie wollen Spender sein? Das ist toll. Diese Möglichkeit nehmen viel zu wenig Leute wahr. Nicht zu fassen, dass Sie noch an andere Menschen denken, während es Ihnen so mies geht. Das ist ziemlich beeindruckend.«

Stephen starrte ihn an. Der Trick, ein Bein zu entspannen, hatte funktioniert. Er stand wieder sicher auf den Füßen.

»Hat vermutlich eh keinen Sinn. Wahrscheinlich finden die nicht mal meine Leiche.«

»Das wäre eine Schande. Sie sehen aus, als wären Sie gut in Form. Viele Leute könnten von diesen Organen profitieren. Es ist erstaunlich, was man heutzutage alles transplantieren kann. Die Stelle, an der sie einen fragen, ob man seine Augen spenden will, haut mich immer um. Wie merkwürdig muss das sein, wenn man nach so einer Operation aufwacht, in den Spiegel guckt und sich selbst durch die Augen eines anderen sieht? Wirklich unglaublich.«

Durch die zunehmende Menge schoben sich allmählich vier Polizisten, die in ihre Funkgeräte flüsterten und Leute zurückdrängten, fort von einem Bereich, von dem Stephen annahm, dass sie ihn schon jetzt als »Tatort« bezeichneten. Er hasste das. So ein Drama zu veranstalten. Und in dessen Mittelpunkt zu stehen. Alles, was er immer gewollt hatte, war, mit der Menge zu verschmelzen.

»Machen Sie sich keine Gedanken, ich kriege das schon hin«, sagte Maclure und reckte die Hände zu einer Geste hoch, die absolut gelassen sagte, ganz ruhig, ich habe alles im Griff. Dann entfernte er sich, um mit der Polizistin zu sprechen, die ihm am nächsten war. Er begrüßte sie mit Handschlag.

Stephen sah ihm nach und fragte sich, warum Maclure so entspannt wirkte. Wenn jemand, der nur Sekunden von einem Selbstmord entfernt war, vor ihm gestanden hätte, wäre er außer sich gewesen. Aber Maclure hatte nicht einmal seine Schultern hochgezogen. Seine Stimme war so leise, dass sie kaum zu hören war. Nichts an ihm deutete auf eine Notlage oder irgendwelche Hektik hin. Dieser Mann, dachte Stephen, war garantiert nicht bipolar. Er selbst war während seiner ganzen verdammten Existenz

nicht eine Sekunde lang so entspannt oder selbstsicher gewesen.

»Sie lassen uns ein bisschen Raum, wenn Sie mir nur einen Riesengefallen tun könnten und ihre Beine wieder auf diese Seite des Geländers bringen würden. Sie müssen nicht runterklettern, Sie haben jedes Recht, zu tun, was immer Sie wollen. Bleiben Sie ruhig da oben, aber ich wüsste gern, was ich mit Ihren Sachen machen soll. Können Sie noch eine Minute für mich erübrigen?«

Stephen rieb sich die Augen. Noch eine Minute? Er war auf die Brücke gekommen, um das Leiden zu beenden, nicht, um es zu verlängern.

»Es muss doch jemanden geben, der wissen wollen würde, was aus Ihnen geworden ist. Haben Sie einen Abschiedsbrief hinterlassen, damit Ihre Hinterbliebenen verstehen, wie es Ihnen ergangen ist? Wenn Sie das getan haben, ist das toll. Sie können mir die Adresse geben, und ich Sorge dafür, dass sie ihn bekommen. Wenn nicht, nennen Sie mir einen Namen und eine Telefonnummer. Dann sage ich ihnen, dass Sie mit ihrer Entscheidung im Reinen und bei Verstand waren und dass Sie keine Angst hatten. Das wird es dem, wen immer Sie zurücklassen, leichter machen.«

»Warum denken Sie, ich hätte keine Angst?«, platzte Stephen heraus. Die Absurdität dieser Andeutung traf ihn härter, als ihm lieb war.

Selbstmord war nicht einfach. Das war nichts, was man einfach so aus einer Laune heraus tat. Natürlich hatte er Angst.

»Das tut mir leid. Sie wirken nur so ... Mann, der Gedanke, dass Sie da oben so empfinden, gefällt mir gar nicht. Hören Sie, ich kann die Polizei nicht länger als eine Minute hinhalten, und ich möchte wirklich gern wissen, was mit Ihnen los ist. Kommen Sie einfach wieder auf diese Seite, solange wir uns unterhalten. Wenn Sie es nicht für sich tun wollen, dann vielleicht für mich? Sie scheinen ein

toller Kerl zu sein. Wer sonst hätte einen Organspendeausweis hinterlassen, wenn er vorhat, sich umzubringen?«

Stephen überdachte seine Möglichkeiten. Ihm blieb wohl nur zu springen oder einen Schritt zurückzutreten und mit dem Mann zu reden. Und vielleicht würde Rosa ja gern ein paar letzte Worte von ihm hören. Ihre Trennung war noch so frisch, dass sie sich bestimmt verantwortlich fühlen würde. Wenn er sonst schon nichts tat, konnte er ihr wenigstens etwas Gewissheit verschaffen, dass er, Trennung hin oder her, auf jeden Fall an diesen Punkt gekommen wäre. Der Gedanke, sie könnte sich ihr Leben lang Vorwürfe machen, war unerträglich. Er mochte ja im Oberstübchen völlig verkorkst sein, aber er war nicht grausam.

Maclure stand da, wirkte nach wie vor lässig, hatte die Hände wieder in die Taschen geschoben und schien so unaufgeregt, als würde er lediglich auf den Bus warten.

Stephen verlagerte ein Bein über den oberen Rand des Geländers zurück auf die andere Seite, sehr zur Freude der Menge, die in Jubel ausbrach, als befände sie sich in einem Stadion. Wie sich herausstellte, war Selbstmord ein Zuschauersport. Wer hätte das gedacht?

»Gut gemacht!«, lobte Maclure und wedelte mit der Hand vage in Richtung der Polizisten. »Rauchen Sie?«

»Nein«, sagte Stephen.

»Ich auch nicht. Ich schätze, es ist Standard, jemandem in Ihrer Situation eine Zigarette anzubieten, was?«

»Schätze schon«, antwortete Stephen.

Es war wirklich lachhaft, so eine hirnverbrannte Unterhaltung zu führen, während er auf der Suizidpräventionsbarriere einer Brücke stand.

»Also, können Sie mir sagen, aus welchem Grund Sie das tun wollen? Das dürfte das sein, was alle, die es interessieren könnte, fragen werden. Nicht, dass es einen

Grund geben muss. Mir ist schon klar, dass es manchmal auch einfach nur auf einem Gefühl beruht.«

Stephen dachte darüber nach. Die Wahrheit lag irgendwo dazwischen. Der Wille zu leben entglitt ihm seit einer Weile jeden Tag, und auf lange Sicht hatte er schlicht keine Hoffnung, dass seine bipolare Störung je wirkungsvoll behandelt werden könnte. Er sah den Mann an, der ihm all diese Fragen stellte. Gut aussehend, athletisch, schwarz, schlank, leichter Bartwuchs, der das kantige Kinn noch mehr betonte. Die Art Mensch, die man zugleich hasste und selbst sein wollte.

»Ich bin bipolar«, lautete die Antwort, für die Stephen sich schließlich entschied.

Maclure nickte. »Das ist hart. Und durch die Behandlung fühlt man sich an guten Tagen wie Scheiße, und dann hört man auf, die Medikamente zu nehmen, und all die guten Tage werden zu schlechten Tagen. Kommt das ungefähr hin?«

»So in der Art.«

Doch die Wahrheit lautete, es war exakt so, und wenn es ihn auch ärgerte, er selbst hätte das nie derart kurz und prägnant ausdrücken können, obwohl er derjenige war, der damit lebte.

»Aber Sie sind immer noch am Leben. Sie kriegen es hin. Sie haben ein Mobiltelefon, was bedeutet, Sie haben Kontakt zu Menschen. Das ist ein guter Anfang. Diese Briefftasche ist ziemlich dick, was heißt, Sie führen ein ziemlich normales Leben - Kreditkarten, Banknoten, Führerschein, schätze ich. Sie können sich Bares verschaffen. Sie sind nicht zu einem Leben auf der Straße gezwungen. Ziemlich bewundernswert, wenn man bedenkt, was Sie durchmachen. Eine Menge Leute in Ihrer Lage sind nicht fähig, innerhalb der üblichen sozialen Schranken zurechtzukommen. Sie sollten stolz auf sich sein.«

Das war definitiv ein neuer Blickwinkel zur Betrachtung seines Lebens. Stolz. Das war etwas, was nicht gerade viele

Leute mit ihm in Verbindung bringen würden, wie kreativ sie auch denken mochten. Rune Maclure wusste mit Worten umzugehen.

»Sie müssen Rosa sagen, dass das nicht ihre Schuld ist«, sagte Stephen.

Es war Zeit, Nägel mit Köpfen zu machen. Außerdem machte es ihm keine Freude, hier draußen in der Kälte zu stehen.

»Rosa - Ihre Freundin, nehme ich an. Ich werde ihren Nachnamen brauchen, wenn ich Sie aufspüren soll.«

»Ihre Kontaktdaten sind in meinem Telefon. Der Code lautet 1066. Und Sie können ihr sagen, das Verlängerungskabel gehört ihr. Sie wird wissen, was ich meine. Es ist mir gerade wieder eingefallen.«

»Dann haben Sie sich getrennt?«, fragte Maclure.

»Sie hat es nicht mehr ausgehalten«, murmelte Stephen.

»Tut mir leid, bei diesem Wind kann ich Sie nicht verstehen. Ich komme ein bisschen näher zu Ihnen, okay? Aber ich lasse die Hände in den Taschen.«

Er stellte sich direkt unter Stephen, der sich noch weiter zum Innenbereich der Brücke drehte, um sich Gehör zu verschaffen.

»Ich sagte, sie hat es nicht mehr ausgehalten«, rief er. »Sie hat getan, was sie konnte. Ich bin nicht wütend auf sie. Es ist wichtig, dass sie das weiß.«

»Okay. Das klingt aber nicht, als wäre in dieser Beziehung alles geklärt worden. Vielleicht sollten Sie ihr den Gefallen tun und ihr das selbst sagen. Was meinen Sie?« Er zog Stephens Mobiltelefon aus der Tasche.

»Nun spring endlich! Ich komme jetzt schon zu spät zur Arbeit!«, brüllte jemand aus den Reihen der Zuschauer.

»Achten Sie nicht darauf«, sagte Maclure rasch und streckte eine Hand nach Stephen aus.

Der betrachtete sie stirnrunzelnd und schüttelte den Kopf. »Ich bringe jeden gegen mich auf«, klagte er und

schwung sein Bein über die Barriere, sodass er wieder ganz auf der Wasserseite stand.

»Glauben Sie mir, so einen gibt es immer, okay? Einen kranken Mistkerl, der nur Blut sehen will. Ignorieren Sie ihn. Lassen Sie uns Rosa anrufen. Sie wird Ihre Stimme hören wollen. Tief im Herzen wissen Sie selbst, dass das der Grund ist, warum Sie wollten, dass ich an Ihrer Stelle mit ihr rede. Ich komme zu Ihnen, damit ich Ihnen das Telefon geben kann.«

»Sie tragen keine Handschuhe«, bemerkte Stephen flüchtig, während die Schmerzen in seinem eigenen Körper ihn zu überwältigen drohten. Es kostete so viel Kraft, das Gleichgewicht zu halten. »Sie werden sich die Hände aufreißen ...«

Maclure hatte bereits angefangen zu klettern. Stephen überlegte, ob er ihn aufhalten sollte, indem er drohte zu springen, aber er wollte Rosas Stimme wirklich noch ein letztes Mal hören. Während Maclure sich näherte, studierte Stephen das Meer der Gesichter hinter der improvisierten Tatortabspernung aus Flatterband, das die Polizei in aller Eile angebracht hatte. Ein Mann stand da, die Hände in den Taschen vergraben, und grinste ihn mit leuchtenden Augen an. Eine Frau schnauzte einen Polizisten an. Eine ältere Dame war in Tränen aufgelöst. Obwohl er es nicht für möglich gehalten hatte, hasste Stephen sich tatsächlich noch ein bisschen mehr, weil er solch einen Kummer verursacht hatte.

Der grinsende Mann fing an zu lachen, er brüllte es regelrecht hinaus, sodass Stephen es nicht überhören konnte. Es klang so entsetzlich wie ein Nagel auf einer Schiefertafel. Er schlug die Hände über die Ohren, stürzte voran und verfang sich mit einem Stiefel zwischen zwei Metallstangen.

Er kippte kopfüber, griff nach dem Geländer, schlug sich erst das Knie und dann die Hüfte an dem Metall an, rollte auf den Bauch, bis sein Kopf über dem Wasser hing. Der

lachende Mann lachte noch lauter. Trotz des Windes, des tosenden Wassers und der Schreie aus der Menge war das Gegacker alles, was er hören konnte.

Mit beiden Händen griff er nach dem Zaun, kämpfte gegen das Bestreben seines Körpers, sich aufzurichten, und die Stimme in seinem Kopf, die ihm sagte, er solle loslassen. Binnen Sekunden wäre alles vorbei. Er musste kein letztes Mal mit Rosa sprechen. Das würde mehr Probleme aufwerfen, als es lösen konnte. Die Luft würde an ihm vorbeirauschen, wenn er fiel, er hatte die Chance, den freien Fall zu erleben, und dann vielleicht ein flüchtiges Gefühl von Kälte oder einem Aufprall, aber das würde nicht lange genug vorhalten, damit er es verarbeiten oder Schmerz empfinden konnte.

Stephen ließ mit einer Hand los und schloss die Augen.

»Er wird loslassen!«, schrie eine Frau.

Da waren laute Rufe, das Hämmern von Stiefeln, die hart auf Beton prallten, und ein aufgeregtes Kreischen. Das war der Mann mit den leuchtenden Augen, dachte Stephen. Er war hier, um ihn sterben zu sehen. Vielleicht war er der Tod. Stephen war nie religiös oder abergläubisch gewesen, aber vielleicht sah er nun endlich die Welt ohne Scheuklappen. All die Horrorfilme, die Geschichten über Begegnungen mit dem Übernatürlichen, die Kindermärchen waren real.

Eine Hand schloss sich mit hartem Griff um das Fußgelenk über seinem eingeklemmten Stiefel.

»Ich habe Sie«, sagte Maclure. »Reden Sie mit mir, Stephen. Das ist nicht der richtige Zeitpunkt für Entscheidungen.«

»Der Tod ist hier«, sagte Stephen und verdrehte sich den Hals, um Maclure in die ruhigen braunen Augen zu blicken.

»Wenn er hier ist, dann nicht Ihretwegen. Nicht heute. Kommen Sie, halten Sie sich am Geländer fest und ziehen

Sie sich mit ihren Bauchmuskeln ein Stück weit hoch. Ich muss nur Ihren Gürtel greifen können.«

»Ich weiß nicht«, sagte Stephen.

»Na gut, aber ich bin jetzt auf Ihrer Seite der Barriere. Wenn Sie jetzt den Fuß rausziehen, dann nehmen Sie mich mit in die Tiefe.« Maclure lächelte sanft.

Das war weder eine Drohung noch irgendein Getue. Stephen erkannte die Wahrheit in seinen Worten.

Als Maclure mehr von dem Stoff von Stephens Jeans packte, fiel ein Mobiltelefon aus seiner Tasche und stürzte in die eiskalte Strömung unter ihnen, verschwand im Wasser, als hätte es nie existiert.

»Mist, das tut mir leid. Ich wollte Ihnen die Chance geben, mit Rosa zu sprechen. Ich kaufe Ihnen ein neues, wenn ich Sie damit wieder hier rauflocken kann. Was halten Sie davon?«

Stephen starrte dem Telefon nach. So wollte er nicht gehen. Er wollte nicht einfach aufhören zu existieren – aus der Welt gelöscht werden, ohne eine Spur zu hinterlassen, würde sein ganzes Leben sinnlos machen. Er spannte seinen ganzen Körper an, begriff plötzlich, warum Sit-ups doch keine Zeitverschwendung gewesen waren, packte die unterste Stange des Geländers und erkannte erstmals, was die Kletterei über die Suizidpräventionsbarriere mit den Händen seines Retters angestellt hatte. Blut troff aus tiefen Schnitten in seinen Handflächen, und die Haut flatterte im Wind, als er die Hand ausstreckte, um nach Stephens Gürtel zu greifen.

»Ich wollte nicht, dass Sie verletzt werden«, sagte Stephen. »Danke.«

Er schaffte es, ein Knie in die Lücke zwischen den Metallstreben zu zwängen, und drückte den Körper weit genug hoch, damit Maclure ihn packen konnte.

»Danken Sie mir später«, sagte Maclure. »Jetzt sollten wir erst mal weg von den Zuschauern und eine Tasse Kaffee für Sie besorgen.«

Gebrüll brandete auf, als die Polizei Seile über die Barriere warf, die sie sich um die Taille binden sollten, und einen Polizeiwagen auf die anderen Enden rollte, um sie unter den Reifen zu sichern.

»Warum haben Sie Ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt?«, fragte Stephen, als er endlich auf einer Höhe mit Maclure war und ihm direkt in die Augen sah.

»Wir haben alle unsere Dämonen«, sagte Maclure. »Jeder Einzelne von uns. Wer etwas anderes behauptet, hat lediglich besser zu lügen gelernt als Sie und ich. Meine Art, mit meinen umzugehen, ist, mein Bestes zu tun, um anderen Menschen zu helfen. Das ist purer Egoismus, wenn man es genau betrachtet.«

Stephen legte einen Arm um Maclures Nacken und zog ihn für einen Moment fest an sich. »Ich schulde Ihnen mein Leben«, sagte er.

Und er meinte es auch so, aber alles, woran er denken konnte, waren die Dämonen, die Maclure erwähnt hatte, und der Mann in der Menge, der ihn immer noch beobachtete. Er lachte nicht mehr. Nicht einmal die Spur eines Lächelns zeigte sich in seinem Gesicht.

Kapitel zwei

3. März

Detective Inspector Luc Callanach stand da, starrte den Mann in dem zerschissenen Lehnstuhl an und dachte über Leute nach, die beteuerten, jenen zu vergeben, die ihnen schwerstes Leid zugefügt hatten. Eltern, die willkürlich Bomben legenden Terroristen vergaben, dass sie ihnen auf grausamste Art die Kinder geraubt hatten. Trauernde, die kein böses Wort über den betrunkenen Fahrer verloren, der für ihren Kummer verantwortlich war. Nie im Leben wäre Luc fähig, in seinem Herzen genug Raum für solch eine Geste zu finden.

Der Mann blickte zu ihm auf und öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen. Stattdessen blies er eine Kaugummibläse und schlug danach, ehe er die Hand wieder in den Schoß sinken ließ. Bruce Jenson litt an Alzheimer. Zu gut für ihn, dachte Luc und schaute zum Fenster hinaus auf den ausgedehnten Rasen des Pflegeheims, während das letzte Licht des Tages erlosch. Jede Krankheit, die es solch einer Bestie gestattete, zu vergessen, was sie getan hatte, war zutiefst ungerecht.

Luc trat einen Schritt vor, ging in die Knie und studierte die wässrig-blauen Augen, die sehend waren und doch nichts sahen.

»Waren Sie derjenige, der meine Mutter vergewaltigt hat?«, fragte er. »Oder haben Sie nur zugesehen, während Ihr Geschäftspartner sie geschändet hat? Haben Sie

gedroht, meinen Vater zu feuern, wenn meine Mutter ihm erzählt, was passiert ist? Wer ist zuerst auf die Idee gekommen, Sie oder Gilroy Western?«

Jenson gab ein ersticktes Ächzen von sich, und seine Schultern erbebten unter der Mühe, die es ihn kostete, einen Laut zu erzeugen.

Luc nahm ein Foto von seiner Mutter und seinem lange verstorbenen Vater aus der Tasche und hielt es Jenson vors Gesicht. Der ließ den Kopf hängen. Luc ergriff sein Kinn und hielt ihm erneut das Foto vor die Augen. Er wusste, dass das, was er tat, falsch war. Bruce Jenson würde auf nichts reagieren, wie sehr er sich auch bemühte. Sechzig Sekunden nachdem er den Raum verlassen hätte, würde sich der Mann, der vor so vielen Jahren der Chef seines Vaters gewesen war, nicht einmal mehr daran erinnern, dass ein anderer Mensch dort drin bei ihm gewesen war.

Trotzdem konnte er sich nicht zurückhalten. All die Jahre hatte die Vergewaltigung nachgehallt, die seine Mutter erlitten hatte. Das Trauma war so schlimm gewesen, dass sie Luc, als er fälschlich des gleichen Delikts beschuldigt worden war, im Stich gelassen hatte. Doch Jenson und Western hatten für das, was sie getan hatten, nie bezahlt.

Luc hatte sein Bestes getan, um sie nicht zu verfolgen, hatte sich gesagt, es wäre besser, gar nicht an die Vergangenheit zu rühren, hatte gewusst, dass er die Nerven verlieren würde – womöglich auf verhängnisvolle Weise –, wenn er je mit einem der Männer in Kontakt käme. Aber er hatte gerade eine Woche in Paris mit seiner Mutter verbracht, und wieder in Frankreich zu sein hatte all den Schrecken seiner eigenen Haft und das Ende seiner Karriere bei Interpol wieder aufleben lassen.

Er hatte alles zurücklassen müssen, was ihm lieb und teuer gewesen war, weil eine Kollegin, die regelrecht besessen von ihm war, die schlimmste Lüge vorgebracht hatte, die man über einen Mann erzählen konnte, und doch

war der Vergewaltiger seiner Mutter immer noch auf freiem Fuß. Wie sehr er sich auch bemüht hatte, die beiden Männer in Ruhe zu lassen, die einst eines der erfolgreichsten Unternehmen von Edinburgh geleitet hatten, war ihm doch klar geworden, dass er diese Schlacht längst verloren hatte. Und hier war er nun – benutzte seinen Dienstausweis als Polizist, um in das Pflegeheim zu gelangen, in dem Bruce Jenson früher oder später sterben würde – und verlangte immer noch nach Antworten. Gierte immer noch nach Rache.

»Erkennen Sie sie? Ist da drin noch irgendein Teil von Ihnen aktiv? Sie haben ihr Leben zerstört, und dann haben Sie auch meins zerstört. Und das Schlimmste ist ...« Luc spie die Worte hervor, und ein Schluchzen stieg tief aus seiner Kehle empor, als er weitersprechen wollte. »Das Schlimmste ist, dass einer von euch verdammten Scheißkerlen mein beschissener Vater sein könnte.«

Bruce Jenson's Mundwinkel zuckten aufwärts. Nur ein Zufall, sagte sich Luc. Nichts weiter als ein unwillkürliches Muskelzucken. Aber hatte er nicht zugleich den Blick weiter nach oben gerichtet, versucht, Luc in die Augen zu sehen, auch wenn es ihm nicht ganz gelungen war?

»Mein Vater hat jahrelang für Sie gearbeitet. Er hat zu Ihnen aufgeblickt, hat Ihnen vertraut. Sie haben ihn während der Weihnachtsfeier losgeschickt, damit er einen liegen gebliebenen Laster abholt, und dann haben Sie gemeinsam meine Mutter vergewaltigt. Ihr Name war Véronique Callanach, und wenn Sie jetzt wieder lächeln, dann, das schwöre ich, werde ich Sie erwürgen.«

Ein Speichelfaden rann über Jenson's Unterlippe und glitt langsam an seinem Kinn herab. Callanach's Magen krampfte sich zusammen. Er konnte seine Mutter in dem Kleid, auf das sie so stolz gewesen war, das sie aber für viel zu teuer für so eine einfache Person wie sich gehalten hatte, regelrecht vor sich sehen, konnte zuschauen, wie sie mit einem Sack über dem Kopf in Jenson's Büro zu Boden

gedrückt wurde. Er konnte ihre Schreie hören, ihren Schmerz und ihren Abscheu spüren. Und dann die Scham, gefolgt von dem Entsetzen, als sie erkannte, dass sie mit ihrem ersten und – wie sich herausstellen sollte – einzigen Kind schwanger war, und wusste, dass sie Lucs Vater niemals erzählen konnte, was passiert war.

Dass er seinen Job verloren hätte, wäre noch das kleinste Problem gewesen. Er hätte sowohl Jenson als auch Western getötet für das, was sie ihr angetan hatten, und dann hätte sie die nächsten zwanzig Jahre damit verbracht, einen guten Mann, der sonst nie jemandem etwas zuleide getan hatte, im Gefängnis zu besuchen. Der Speicheltropfen lief in die runzligen Furchen an Jensons Hals. Als wäre er dabei gewesen, stellte Luc sich vor, wie er auf den Körper seiner Mutter gesabbert hatte, als entweder Jenson selbst oder sein Partner sie geschändet hatten, sie, wo es ihnen gefallen hatte, angefasst und verletzt hatten.

Das Kissen lag in Lucs Händen, ehe ihm bewusst wurde, was er tat. Ein Knie auf eine Armlehne des Sessels gestützt, hob er es mit zitternden Fäusten, unter deren Haut sich weiß die Knöchel abzeichneten, die Zähne gebleckt, jeden Muskel im Körper gespannt, bereit, seinem Zorn freien Lauf zu lassen. Er schrie auf und warf das Kissen mit aller Kraft gegen die Wand. Als es abprallte und herunterfiel, stieß es gegen eine Vase, die auf dem Boden aufschlug und ein Durcheinander aus Keramikscherben und schleimig-grünem Wasser hinterließ.

Hastig wich er zurück, weg von Jenson, stolperte gegen die Terrassentür, die in den Garten führte. Die Stirn an das Glas gelegt, die Fäuste auf Schulterhöhe erhoben, trat er gegen den unteren Teil der Tür. Der Sprung im Glas bildete sich bemerkenswert langsam, begleitet von einem Geräusch, das eher ein Knirschen als ein Splittern war, und zeichnete eine Spur wie von einem gegabelten Blitz auf die untere Scheibe.

Callanach seufzte. Er verhielt sich erbärmlich, ließ seine Wut an einem Mann aus, der keinerlei Kampfgeist mehr in sich hatte. Die Gerechtigkeit nahm auf natürlichem Weg ihren Lauf. Jenson würde nie seine Enkel aufwachsen sehen, würde sich nie in eine Eigentumswohnung in Spanien zurückziehen können, wo sein ehemaliger Geschäftspartner offenbar inzwischen residierte. Er war siebzig und im Grunde schon tot. Was immer Callanach ihm auch antäte, es würde sein Leiden nicht verschlimmern.

Er atmete einige Male tief durch und sah sich im Zimmer um. Es war billig und schäbig ausgestattet. Dies war kein luxuriöses Pflegeheim. Am Bett war ein Gitter angebracht, damit der Patient nicht hinausfallen konnte, aber die Decken sahen dünn aus. Die Bilder an den Wänden waren billige Drucke von der Sorte, wie man sie in einem 1-Pound-Shop kaufen konnte. Von einigen alten staubigen Familienfotos abgesehen, war nirgends eine persönliche Note wahrnehmbar. Jenson war hier regelrecht entsorgt worden. Das war so gut wie eine Verurteilung, auch wenn ihn dieses Schicksal erst recht spät ereilt hatte. Langsam ging Callanach zu dem Durcheinander am Boden, sammelte die Scherben ein und warf sie in den Papierkorb. Dann nahm er ein paar Papierhandtücher aus dem Spender an der Wand und wischte das Wasser auf, so gut es ihm möglich war, ehe eine ahnungslose Schwester hereinkommen und ausrutschen konnte. Anschließend wischte er das Kissen mit der Hand ab und stopfte es zwischen Jenson und die Sessellehne.

Als er überzeugt war, dass der Raum wieder in Ordnung war, holte er ein Paar Handschuhe und einen sterilen Beutel aus der Tasche. Dann beugte er sich über Bruce Jenson, riss ihm einige der verbliebenen Haare vom Kopf und versiegelte sie sorgsam in dem Beutel, um jeglicher DNA-Kontaminierung vorzubeugen, ehe er die Handschuhe abstreifte und in den Papierkorb warf.

Er sah ein, dass es nicht in seiner Macht stand, diesen Mann dafür, dass er sich an seiner Mutter vergriffen hatte, zur Verantwortung zu ziehen, aber er musste wissen, ob er sein Vater war. Diese Entscheidung hatte er sich lange und gut überlegt, doch auch jetzt fühlte er sich nicht dafür gewappnet, sich dem Ergebnis zu stellen. Sollte Jenson sein Vater sein, würde das alles zerstören, was er je als seine Identität wahrgenommen hatte. Seine Mutter war Französin, er war bei ihr in Frankreich aufgewachsen und hatte nie erwartet, dass seine Zeit dort ein Ende finden würde. Sein Vater jedoch war ein stolzer Schotte gewesen, geboren in Edinburgh. Luc konnte sich kaum an die ersten paar Jahre seines Lebens erinnern, doch sein Dad war ihm als warmherziger Mann mit großen Händen und einem stets paraten Lächeln im Gedächtnis geblieben; ein Mann, der gern lachte und einen oft und herzlich in die Arme schloss. Nachdem sein Vater viel zu früh gestorben war, hatte seine Mutter es schwer gehabt, allein mit einem kleinen Kind zurechtzukommen, und war zu ihrer Familie zurückgekehrt.

Luc sah sich erneut im Raum um, um sich zu vergewissern, dass er ihn so sauber und ordentlich wie möglich zurückließ, warf noch einen letzten Blick auf das Gesicht des Mannes, den er für alle Zeiten hassen würde, und ging. Als er am Schwesternzimmer vorbeikam, hielt er inne und beugte sich über den Tresen.

»Ich habe versehentlich mit dem Ellbogen eine Vase umgeworfen«, sagte er leise. »Tut mir leid. Kann ich Ihnen Geld dalassen, damit sie ersetzt wird?« Er ließ seinen französischen Akzent in seinen Worten anklingen und stellte Augenkontakt zu der Pflegerin her.

»Ach, nein, machen Sie sich keine Gedanken. So etwas passiert eben. Wir haben haufenweise Vasen im Lager. Ich gehe schnell vorbei und mache sauber.« Sie lächelte süß und strich verlegen eine Haarsträhne zurück, die sich aus ihrem Pferdeschwanz gelöst hatte.

»Keine Sorge, ich habe darauf geachtet, dass der Boden trocken ist«, sagte Callanach. »Sie haben bestimmt Wichtigeres zu tun. Mr Jenson hat gar nicht darauf reagiert. Wie Sie sagten, er hat im Grunde gar nicht gemerkt, dass ich dort war. Es ist tragisch.«

»Ich weiß. Seinem Sohn Andrew fällt es auch schwer, ihn zu besuchen. Was meinen Sie, müssen Sie noch einmal herkommen?«, fragte sie.

Luc schluckte seine Schuldgefühle hinunter. Er flirtete aus Eigennutz mit ihr und war sich der Wirkung, die er auf Frauen hatte, wenn er nur seinen Charme anschaltete, vollkommen bewusst. Sein Aussehen hatte ihm Modelverträge und eine ganze Reihe reicher, gut aussehender Freundinnen eingebracht, bis er schließlich erwachsen geworden war und beschlossen hatte, etwas mit seinem Leben anzufangen. Nun, da er in Schottland lebte, nahm er an, dass er beinahe exotisch wirkte mit seinem dunklen Teint und den immer noch hörbaren Schwierigkeiten, seine Zweitsprache in den Griff zu bekommen. Zwar war er seit seiner Kindheit zweisprachig, aber das hieß nicht, dass er den schottischen Akzent oder die umgangssprachlichen Wendungen beherrschte.

»Ich weiß es nicht genau. Vielleicht komme ich in ein paar Tagen noch einmal her«, sagte er und zeigte ihr seine perfekt weißen Zähne. »Hoffentlich haben Sie dann auch wieder Dienst.«

»Schon möglich«, antwortete sie kichernd.

Er hatte getan, als wäre er in einer offiziellen polizeilichen Angelegenheit hergekommen, und so vermieden, sich in das Gästebuch einzutragen. Niemand hatte auch nur daran gedacht, sich seine Daten zu notieren. Es war erschreckend, wie schnell die Leute sämtliche Regeln vergaßen, wenn man mit einer Dienstmarke vor ihnen wedelte. Er winkte der Schwester noch einmal zu und ging den Korridor zum Parkplatz hinunter.